

Heimat

Autor(en): **Knüsli, Idy**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **36 (1932-1933)**

Heft 20

PDF erstellt am: **27.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-671831>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Heimat.

Weit oben an der sonnigen Halde steht das junge Mädchen, die kleine, braune Josefina und schaut mit ihren leuchtenden Blauaugen in die von der untergehenden Sonne mit Gold und Purpur übergossenen Berge. Jeden Abend steht sie da, die kleinen Hände ineinander geschlungen und läßt sich von den letzten blutroten Strahlen der Sonne durchleuchten. Ob es wohl daher kommt, daß sie selber so sonnig ist —, daß mit ihr überall die Sonne einkehrt und die Menschen froh macht? —

Jetzt wirft sie plötzlich beide Arme in die Luft und fliegt mit einem jauchzenden Schrei den Berg hinab. — Wirklich, es sieht aus, als fliege sie gerademwegs in die Sonne hinein.

Unten, vor dem Haus steht die Mutter und spricht mit einem Fremden, der zum Vater, dem Bergführer Zedermatt, will. Jung und rank steht er da, läßt den leisen Abendwind in seinen schwarzen Locken wühlen und schaut mit rabenschwarzen, glänzenden Augen auf das Mädchen, das da den Berg hinunter geflogen kommt. Jetzt steht es vor ihm und grüßt verlegen und schaut scheu an ihm vorbei; es kann sich das Gefühl gar nicht erklären, das es überkommt, wenn es dem Blick dieser dunkeln Augen begegnet! — So sonderbar — ganz heiß wird es ihm. —

Am andern Tag muß das Mädchen dem jungen Mann, der übrigens Carlo Garcia heißt, den Weg zeigen auf die „Steinig-Allp“; und in den nächsten Tagen hat er immer etwas zu tun beim Bergführer oben, immer etwas zu fragen, und sehr oft muß dann des Bergführers Josefina ihm den Weg zeigen irgendwohin. Dann erzählt er immer von seiner Heimat, dem sonnigen Spanien, — erzählt so lebendig und feurig, daß die Augen des einfachen Bergmädchens ganz groß und sehnsüchtig werden.

Nach zwei Wochen reist der Spanier wieder fort. — Aber mit der kleinen, braunen Josefina ist etwas nicht mehr wie früher. —

Ein Jahr ist seither vergangen. Wieder ist es Frühling und Sommer geworden, und wieder steht die braune Josefina mit den blauen Kinder-Augen jeden Abend oben am Gang und jauchzt die Freude ihres jungen Herzens in die glühende Alpenwelt hinaus.

Mit dem Sommer kamen wieder die Fremden — unter ihnen auch Carlo Garcia. Tag für Tag fast steckt er nun dort oben, beim Bergführer Zedermatt. — Und die Josefina ist so glücklich

wie noch nie, lacht und jauchzt den ganzen Tag. —

Die Eltern sehen es, daß die beiden jungen Leute Freude haben aneinander, und sie haben gar keine Freude! — Der Vater poltert: „Das Seppeli bekommt der Schwarze nicht! Das Seppeli bleibt hier! — Jamohl! — Da könnte jeder kommen!“ — Die Mutter seufzt: „Unser Seppeli — unsern Sonnenschein weggeben? — Und so weit! — Und niemand singt und lacht mehr durch's Haus: — Nein, nein!“

Aber sie haben es sich doch erzwungen! Mit vereinten Kräften haben sie gekämpft, bis der Bergführer sein Mädchen dem „Schwarzen“ versprochen. — Jetzt steht das Seppeli vor dem Haus und jauchzt und winkt dem Geliebten nach, der den Berg hinabsteigt, um wieder heim zu reisen. Bald, bald wird er wieder kommen und sich das Seppeli holen!

Wieder ist ein Jahr vorbei. —

Sommer ist's in den Bergen, und jeden Abend glühen die weißen Gipfel in herrlicher Pracht auf, wenn die Strahlen der blutenden Sonne sie treffen. — Aber eines fehlt. —

Oben am Berg steht niemand mehr, der jeden Abend mit leuchtenden Augen in das Meer von Licht schaut. — Fort ist das braune Mädchen, dessen jauchzender Gruß an den Felsen wiederhallte — fort — verschollen. —

Aber der Sonne sagt sie doch jeden Abend „Gute Nacht“, des Bergführers kleine sonnige Josefina! — Jeden Abend steht sie am Strand und schaut dem leuchtenden Ball mit ganz großen Augen nach, wie er langsam, blutrot ins Meer sinkt. — Aber kein Jauchzer wird laut. — Ganz still steht die junge Frau am Meer, die kleinen braunen Hände ineinander geschlungen und fliegt nicht, wie einst, mit ausgebreiteten Armen den Berg hinab. — Den Berg hinab? — Ach — hier sind keine Berge — hier ist das Meer — das unendliche — uferlose —. Die Berge, die es hier hat — ach, das sind doch keine Berge für ein Alpenkind! —

Hier unten in der Niederung ist das lachende, jauchzende Kind still geworden. — Jeden Abend steht die kleine Frau am Meer und schaut der Sonne nach, — der Sonne — die auch über den Bergen der Heimat strahlt und sie rot aufflammen läßt. — Auf dem blasser gewordenen Gesichtchen liegt ein weher Zug, und was in den großen blauen Augen glänzt, ist nicht wie einst

wunschlose, lachende Glückseligkeit, — ist vielmehr eine bange Müdigkeit — eine brennende Sehnsucht.

Sie sagt niemandem ein Wort von ihrem Leid, auch ihrem Manne nicht. — Er ist so gut und so glücklich, Josefina will ihm nicht das Herz schwer machen. — Aber Liebe ist in diesem Falle nicht blind! Carlo sieht deutlich, wie seine vergötterte kleine Frau immer stiller und blasser wird. Aber er fragt nicht nach der Ursache ihres Leides, — er weiß, daß sie zu ihm kommen wird, wenn sie ihn braucht, und er streichelt leise die kleinen braunen Hände.

Aber des Nachts weint die kleine Frau lautlos in ihre Kissen, — in ihr ist alles wund.

„Heimat — liebe, liebe Heimat! — O, — Ihr Berge — meine Berge!“

Und wieder ist ein Jahr um. —

Durch den Garten geht die zarte, blasse Frau Josefina, ein kleines, zappeliges Bübchen auf dem Arm. Ein süßes, goldiges Lockenköpfchen, — zwei strahlende, lachende Blauaugen — das Glück der jungen Mutter.

Hinüber ans Meer geht sie mit ihrem kleinen Jungen, denn es ist Abend, und golden geht die Sonne unter. Auf eine weiße Bank setzt sie sich, und die großen, wehen Augen schauen dem strahlenden Gestirn nach. — Tränen rollen langsam über die schmalen Wangen, glitzern auf wie Edelsteine, — fallen in das goldene Lockenringel des Kindes auf ihrem Schoß. — „Sonne — Sonne —! Grüß sie mir — die Heimat — die kleine, liebe — die unendlich schöne —!“

Da legt sich ein kleines, zartes Händchen auf die halbhoffenen zuckenden Lippen, und ein süßer kleiner Mund sagt: „Mama — Mama!“

Leidenschaftlich drückt sie ihr Kind an die Brust: „O, mein Kind! — Mein Alles! — O, mein Gott, laß mir nur mein Kind! — Ach — diese dumme, bange Angst!“ —

Wieder ein Jahr später steht eine junge, blasse Frau an einem kleinen, blumengeschmückten Grab und schaut mit großen, toten Augen geradeaus in den roten Abendhimmel hinein. Neben ihr, bleich, leidgebeugt, Carlo Garcia, ihr Gatte.

„Komm, Liebste, laß uns gehen!“ sagt er leise; aber die kleine Frau hört ihn nicht, weiß nichts mehr von sich und der Welt, sieht nur den roten Himmel, wo jetzt ein süßes, goldiges Englein Einzug hält.

Da hebt Carlo seine arme kleine Frau auf

und trägt sie ins Haus. — Zwei Tage lang liegt Josefina ganz starr und bewegungslos in ihren Kissen, und die großen blauen Augen sind weit offen und schauen erloschen geradeaus. Keine Träne — kein Wort — —.

Und am dritten Tag, als sie wieder redet, sind es nur die paar armen, leisen Worte: „Carlo — ich muß heim — muß — heim —!“

Josefina ist daheim, sitzt vor dem kleinen Waterhaus und schaut zu den Bergen der Heimat auf. Als sie zum ersten Mal wieder die schneeigen Gipfel in Flammen stehen sah, da kamen endlich die mildernden Tränen. Nur ein kleiner, wunder Laut brach aus ihrem Innern, dann sank sie lautlos zusammen und weinte — weinte — still und haltlos.

Heute faßt sie plötzlich eine unbändige Sehnsucht nach der Höhe. Hastig, damit niemand sie sieht und aufhält, verläßt sie ihren Platz vor dem Hause und steigt hinauf — hinauf — dem Licht entgegen! Immer leichter wird ihr — immer schneller und müheloser steigt sie aufwärts, und langsam weicht dieser Ausdruck des uferlosen Schmerzes aus ihrem blassen Gesichtchen, und die Augen fangen an zu leuchten und zu sprühen! — Jetzt ist sie oben bei den Felsen angelangt; aber sie hält noch nicht an — sie klettert noch höher hinauf. — Ganz oben will sie sein, wenn das Alpenglühen anfängt!

Endlich bleibt sie stehen. — Zu äußerst auf einem vorspringenden Felsen steht sie. Tief, tief unten hängt das kleine Waterhaus an der sonnigen Halde, wie hingeklebt. — Aber Josefina schaut nicht hinab — sie schaut hinauf — hinüber zu den Gipfeln und Zinnen, die bereits in goldenes Licht getaucht sind.

Und sonderbar —! Das ist doch gar nicht mehr die franke, müde junge Frau, die da oben steht, das ist doch die kleine, braune Josefina mit den strahlenden Blauaugen, die so aufleuchten können, als hätte sich Sonnenlicht darin verfangen! — Da steht sie in der schwindelnden Höhe, glücklich, die kleinen braunen Hände ineinander geschlungen, in den weitgeöffneten Augen ein überirdisches Leuchten —. Und plötzlich — breitet sie beide Arme aus — und fliegt — mit einem jauchzenden jubelnden Schrei — mitten in die Sonne hinein! — —

Auf dem Dorffriedhof liegt die kleine, braune Josefina, das Kind der Berge, dessen letzter Laut ein Jubelschrei, dessen letzter Gedanke das Licht war. — Mitten in einem Alpenrosenfeld lag

sie, als der Vater und Corlo sie fanden, und ganz mit dunkelroten Alpenrosen überwachsen ist nun auch ihr Grabhügel. —

Und darüber wachen still und gewaltig die ewi-

gen Berge und glühen weiter jeden Abend in unveränderter Pracht auf in den blutroten Strahlen der scheidenden Sonne.

Idh Anüsli.

Mittag am See.

Bappeln am Strandweg. Silberblätterflüstern.
Stumpfgrüner Rasen saugt mit warmen Nüstern
der sanften Mittagsbrise fächelnd' Weh'n.
Die Segel steh'n
und blenden so wie Schnee
und ruh'n sich aus und selig aus im See,
eh' wieder sie den Weg der Winde geh'n.

Das ist ein Mittag, leuchtend hingebreitet!
Mit Goldbrokat und blauster Seide gleitet
es über See und Ufer, wimperschwer.
Ein armes Kind am Strand von ungefähr
schöpft sich in einer Muschel grauen Schein
das tiefste Blau vom blauesten See hinein —
und nun stört auch kein Hauch die Stille mehr.

Oskar Kollbrunner.

Die Güte muß sich verbergen.

Von Frank Crane. — Freie Übertragung von Max Gayet.

Je älter und erfahrener ich werde und, was ich erfuhr, studiere und einordne, umso mehr nähere ich mich dem Glauben, daß es das Gesetz der Güte ist, sich zu verbergen — wie es das Gesetz der Ungüte ist, sich zu zeigen.

Die Instinkte der Welt sind richtig: sie hat einer Güte, die sich bemerkbar machen wollte, niemals recht getraut und sie gern als falsch und geheuchelt empfunden.

Ich glaube zwar nicht, daß alle Menschen, die Rechtschaffenheit zeigen und sich selbst rein und gut nennen (was ist „rein“? was ist „gut“?) Heuchler sind. Aber schweigen ist weiser als reden, wo es um Worte geht, die auch auf Goldwaagen nicht gewogen werden können.

Denn die Güte eines Menschen ist das Heimlichste, Scheueste und Empfindlichste in ihm. Sie ist wie das kleine Mädchen von sechs Jahren, das nicht ins Zimmer will, um der Gesellschaft präsentiert zu werden, sondern davonläuft und sich in einer Panik der Bescheidenheit versteckt.

Im Gegensatz dazu waren die besten Menschen, die ich kennengelernt habe, immer sogleich bereit, von ihren schlechten Eigenschaften zu sprechen. Sie gaben Fehler und Laster ihrer Natur ohne weiteres zu, beschönigten nichts und erklärten, dafür leiden und die Hölle als gerechtes und wohlverdientes Gericht ertragen zu wollen —: aber wenn man ihnen von ihren guten Seiten sprach, dann wurden sie verlegen und empfanden so etwas wie Scham. Es war ihnen jedenfalls nicht angenehm.

Man erkennt wieder: es ist das Gesetz der Güte, sich zu verbergen. Ihr Bereich sind die tiefen Gelasse der Seele.

Echte Güte ist bescheiden. Man könnte sie Zwillingsschwestern nennen, die Güte und die Bescheidenheit.

Als Jesus sagte, daß wir die eine Hand nicht wissen lassen sollten, was die andere Hand Gutes tue, daß wir im Verborgenen beten und Almosen nicht an den Straßenecken verteilen sollten, wo es die Leute sehen, da gab er nicht so sehr einen Befehl, als daß er zeigte, wie sehr er das Wesen der Güte und die Natur des menschlichen Herzens verstand.

Was wir Schlechtes taten, will gebeichtet sein. Was wir Gutes taten, will verschwiegen sein.

Wenn das wahr ist — und es ist wahr —: dann dürfen wir erkennen und anerkennen, daß die Menschen viel besser sind, als sie scheinen.

Auf dem Grunde jedes Herzens ruht ein Schatz von Heldentum, Schönheit und Adel, der uns blenden würde, könnten wir ihn schauen.

Darum fragt die Liebe nicht nach Gründen der Vernunft. Sie liebt, weil sie sich der Quellen ihrer Güte dumpf bewußt ist und mit den Antennen der Seele fühlt und mit den Augen der Seele sieht, daß auch der Geliebte in seinem innersten Wesen gut ist wie sie selbst.

Die wahre Geschichte des Menschengeschlechtes vollzog und vollzieht sich hinter der Welt der sichtbaren Erscheinungen. Seelen begegnen einander im Dunkel, und die eine erkennt die engelhaftige Natur der anderen.

Unliebe ist Blindheit des Geistes. Jeder Mensch ist liebenswert. Jeder trägt irgendwo die Spur, die zeigt, daß auch ihn ein Gott geschaffen habe.

Gott, der All-Sehende, ist der All-Liebende.